

CHLOÉ CALDWELL
Women

**Chloé
Caldwell**

WOMEN

ROMAN

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Simone Jakob*

eichborn



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Vorangestelltes Motto ist entnommen: »Küche« aus Glas, Ironie und Gott. Aus dem Amerikanischen von Alissa Walser und Gerhard Falkner. München: Piper Verlag 2000.

Eichborn Verlag

Titel der englischen Originalausgabe:
»Women«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2014 by Chloé Caldwell

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2025 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und
Data-Mining bleiben vorbehalten.

Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training
künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © Erin Cone, www.erincone.com
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Warnock
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8479-0208-9

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de

*Für Elizabeth Ellen
Und in liebevoller Erinnerung an Maggie Estep*

Mädchen sind am grausamsten gegen sich selbst.

Anne Carson

The Glass Essay

VORWORT

VON KATIE HEANEY

Wie so viele queere Menschen habe auch ich eine enge und sich ständig weiterentwickelnde Beziehung zu *Women*. In den letzten zehn Jahren ist *Women* zu einem Buch geworden, das alle kennen, die es brauchen, und das sie oft gerade dann entdeckt haben, als sie es am nötigsten hatten. In meinem Fall war das im Januar 2015 – ein paar Monate nach der Veröffentlichung von *Women* und ein paar Monate bevor ich die Frau kennenlernte, die ich später heiraten sollte. Damals war ich noch mit meinem inneren Coming-out beschäftigt, und erst im Nachhinein wurde mir bewusst, wie lange ich schon mit meinem Lesbischsein gerungen und es unterdrückt hatte: Seit ich neunzehn war oder wann auch immer ich das erste Bild von Tegan and Sara gesehen habe.

Lange bevor ich wusste, dass ich lesbisch bin, war ich mir anderer Lesben übermäßig bewusst (ein todsicheres Anzeichen fürs Lesbischsein, wenn man danach sucht, was ich nicht tat!). Ich erinnere mich an

einen Einkaufsbummel mit meiner Mutter, bei dem ich mir den Hals verrenkte, um zwei Teenagerinnen nachzuschauen, die händchenhaltend in Richtung eines Nordstrom-Kaufhauses schlenderten; und daran, wie besessen ich von Lindsay Lohans und Samantha Ronsons turbulenter Beziehung war. (Vielleicht ist diese Neigung zur rückwirkenden Diagnose unausweichlich: »Ich frage eine Freundin, mit der ich aufgewachsen bin, in einer E-Mail, ob sie glaubt, dass ich mich schon in der Highschool eher für Mädchen als für Jungen interessiert habe. Versuche verzweifelt, meine Identität zu fassen zu kriegen«, wie Caldwell schreibt.)

Ich war verblüfft über den Mut queerer Menschen, lange bevor ich selbst ihn aufbrachte. *Women* fand mich, als ich an einer Schwelle stand: Im Herbst zuvor hatte ich mich vor mir selbst als ... *irgendwas* geoutet. Wie die verwirrte Protagonistin aus *Women* behandelte ich meine Identität manchmal wie eine Matheaufgabe, ohne je zu wissen, ob ich lesbisch *genug* war. In meinen Zwanzigern betrachtete ich mich insgeheim als »ein bisschen« bi, aber es schien mir nicht der Mühe wert zu sein, mich vor meiner Familie und meinen Freund*innen zu outen, nur um am Ende bei einem Mann zu landen. (»Hätte ich mit einer Frau zusammen sein wollen, wäre ich mit einer zusammen, dachte ich«, wie Caldwell's Protagonistin es beschreibt. »Wäre ich bi oder lesbisch, wüsste ich es bestimmt.«) Ich dachte, ich müsste erst alles ganz genau wissen, bevor ich aktiv werde. Und mit Ende

zwanzig sollte man doch alles ganz genau wissen – oder?

Da ich Ungewissheit von Natur aus nur schwer ertragen kann, brauche ich immer äußere Kräfte, die mich dazu ermutigen, mein Innenleben zu erkunden. In dem Herbst vor *Women* gab es mir zu denken, als eine Therapeutin, die ich sehr gern hatte, es euphemistisch als »bedeutsam« bezeichnete, dass ich mit Neugier auf den Gedanken reagierte, Frauen zu daten, auf den Männer zu daten, jedoch mit Abscheu/Widerwillen. Die zahllosen bisexuellen Freund*innen, die ich bei meinem Umzug nach Brooklyn kennenlernte, spielten ebenfalls eine Rolle. Und dann, im Januar 2015, kam *Women*.

Ich fand *Women*, weil ich danach gesucht habe, ob es mir damals nun bewusst war oder nicht. Ich nahm mir eine einmonatige Buch-Auszeit bei meinen Eltern in Minnesota, um an meinem ersten Roman zu arbeiten, was eine dringend nötige Abwechslung zu meinem übermäßig bekenntnishaften (und schnell überholten) ersten Buch war: Memoiren über meine diversen halbherzigen – und gescheiterten – Versuche, im Alter von fünfundzwanzig Jahren einen Freund zu finden (ich *weiß*). Obwohl mir damals schon klar war, dass ich definitiv nicht hetero war, war ich nicht bereit, etwas dahingehend zu *unternehmen*, geschweige denn, meiner Familie davon zu erzählen. Aber als ich auf *Women* stieß (wie so viele andere auch auf der Instagram-Seite einer fas-

zinierenden Frau), kaufte ich es, ohne zu zögern. Ich las es heimlich in meinem Kinderzimmer, mit der Kindle-App meines Handys, und fühlte mich dabei wie eine Zehnjährige, die sich in der Bibliothek ihren Danielle-Steele-Fix holt.

Women ist ein fast absurd erotisches Buch – vor allem für Leute vor dem Coming-out –, das dich von der ersten Seite an packt: »Was würde dir helfen, zu verstehen, wie unglaublich leicht man sich Hals über Kopf in eine Frau mit olivfarbener Haut verlieben kann, die einen auf *genau* die richtige Art berührt und die ein Zitat aus *Orlando* längs über den unteren Rücken tätowiert hat?« Zwischen der Erzählerin und Finn bleibt keiner der fünf Sinne unerforscht; ihre Beziehung ist ebenso spielerisches Kaugummikauen wie Schmerz: ein eingeklemmter Nerv, ein ausgerenktes Schulterblatt und ein gebrochenes Herz. Oder zwei.

Zwei Jahre, nachdem ich *Women* gelesen hatte, schrieb ich Chloé. Ich erklärte ihr, dass mir durch ihr Buch meine jahrelange Verwirrung vor meinem Coming-out als normal erschien, als wäre es ein natürlicher Teil davon, zu einer Frau zu werden, die Frauen liebt. Als ich ihr schrieb, hatte ich das Gefühl, meine Verwirrung endlich hinter mir gelassen zu haben. Ich hatte die Lösung gefunden: Ich hatte mich in eine Frau verliebt, der ich natürlich später ein Exemplar von *Women* schenken würde.

Die eigene Ausgabe von *Women* an eine Partnerin zu verleihen, ist inzwischen zu einem Insider für queere Frauen geworden, die in den sozialen Medien sowohl den Verlust des zerlesenen Buchs inklusive diverser Unterstreichungen und Notizen als auch den der Ex-Freundin beklagen, die es behalten hat. Eine Zeit lang war es nicht einfach, *Women* draußen in freier Wildbahn zu bekommen. Exemplare wurden wie Geheimnisse weitergegeben – du musstest dich verlieben, um es in die Finger zu kriegen.

Später würde ich die Frau heiraten, von der ich Chloé geschrieben hatte. Zwei Jahre später ließen wir uns wieder scheiden. Ich will es nicht beschönigen: Nachdem ich gedacht hatte, ich hätte es endlich »richtig« hingekriegt, nur um später festzustellen, dass ich falschgelegt hatte, war verdammt niederschmetternd. Heute, mit Ende dreißig, verstehe ich allmählich, dass Selbstfindung keine Tür ist, die man nur einmal durchschreitet. Mein jüngeres Ich wäre enttäuscht gewesen, das zu erfahren, aber heute finde ich es (meistens) befreiend.

Zum Glück für die Erzählerin – und für mich – muss die erste Liebe nicht zwangsläufig die letzte sein, und normalerweise ist das auch nicht so. Für sie gibt es ein Leben nach Finn, auch wenn sie es noch nicht sehen kann – oder will. Das gebrochene Herz ist es wert, und der Schmerz des ersten Liebeskummer ist eine Art Voraussetzung für die queere Erfahrung – aber neben dem Schmerz gibt es auch wunderbare

Erfahrungen, Mut und Hoffnung. Selbst nach fast zehn Jahren des Lesbischseins bin ich immer noch begeistert, wenn ich verliebte Frauen zusammen sehe – manchmal so sehr, dass es absurderweise an Neid grenzt, als würde all das nicht auch zu meinem heutigen Leben gehören. Als hätte ich immer noch nicht den Mut aufgebracht, mich zu outen. Ich glaube, das liegt einfach daran, dass ich mich immer noch so glücklich schätze, lesbisch zu sein.

Als ich mich erneut mit Chloés Buch beschäftigte, um dieses Vorwort zu schreiben, bekam ich eine Textnachricht von meiner Ex-Frau. Sie fragte mich, ob ihre Ausgabe von *Women* – die ich ihr vor fast zehn Jahren geschenkt hatte – noch in meinem Regal stehe. Ich schaute nach und stellte fest, dass es aus unerfindlichen Gründen so war. Auf der ersten Seite stand in meiner Handschrift: *Für die Frau, die ich liebe*. Es war seltsam, das zu sehen, aber ich weiß, dass ich es damals so meinte.

Ich antwortete meiner Ex, ich würde ihr das Buch per Post zuschicken. Wir sind heute so etwas wie Freundinnen. Außerdem habe ich noch weitere Exemplare, und so machte es mir nichts aus. Sie bedankte sich per Textnachricht, sagte, sie freue sich darauf, das Buch noch einmal zu lesen, zum fünften oder sechsten Mal. Und ich freue mich auch darauf.

Was ich über diese Zeit noch mit Gewissheit sagen kann: Meine Pupillen waren größer als sonst. Ich fand nie heraus, ob es ein Symptom der Verliebtheit war oder eine Nebenwirkung der chinesischen Kräuter, mit denen mich mein trans Freund Nathan versorgte. So oder so, ich war begeistert, denn ich hatte in einem Artikel gelesen, dass man mit erweiterten Pupillen attraktiver wirkt. Heute, ein paar Jahre später, sind sie wieder auf ihre normale Größe geschrumpft und fixieren mich, manchmal klein wie Stecknadelköpfe, morgens im Spiegel. Aber nun, da ich die »Free-and-Easy-Wanderer«-Kräutermischung nicht mehr nehme, wie könnte ich mir hundertprozentig sicher sein?

Manchmal frage ich mich, was ich dir über sie erzählen soll, damit meine Arbeit hier getan ist. Suche nach einer Abkürzung – irgendetwas, was ich schreiben kann, um den verwickelten Erzählfaden, den ich auf diesen Seiten zu entwirren versuche, auf einen

Schlag zu lösen. Aber das würde dich vermutlich überfordern. Schließlich hast nicht du sie geliebt, beziehungsweise geglaubt, sie zu lieben. Was würde dir helfen, zu verstehen, wie unglaublich leicht man sich Hals über Kopf in eine Frau mit olivfarbener Haut verlieben kann, die einen auf *genau* die richtige Art berührt und die ein Zitat aus *Orlando* längs über den unteren Rücken tätowiert hat? *Zeig mir noch mal dein Tattoo*, sagte ich oft im Bett zu ihr. Sie zog ihr Shirt hoch, und ich strich über die verschnörkelten Worte von Virginia Woolf: *Liebe, hat der Dichter gesagt, ist die ganze Existenz einer Frau.*

Meine Mutter lebt immer noch in dem Häuschen auf dem Land, in dem ich aufgewachsen bin – ein Cottage in einem Örtchen am Waldrand. Als Kind liebte ich den Wald und verbrachte ganze Tage damit, in und an Bächen zu spielen, auf meinem Sing-Felsen sitzend Lieder zu komponieren, mir aus Löwenzahn Kronen zu flechten oder mir mit Beerensaft die Lippen anzumalen und Minzblätter und Schnittlauchhalme zu kauen. Mom brachte mir bei, die Blüten der Wilden Möhre über Nacht in Lebensmittelfarbe zu stellen, sodass man am nächsten Morgen beim Aufwachen leuchtend hellrosa oder blaue Blüten vorfand. Wir gingen oft im Wald spazieren, mal zusammen, mal allein. In meiner Teenagerzeit endete ein Streit unausweichlich damit, dass eine von uns türenknallend nach draußen marschierte. Als ich sechzehn war, baute ein lesbisches Paar Mitte vierzig ganz in unserer Nähe ein Haus in den Wald. Das war ein

bedeutsames Ereignis für uns, denn wir hatten noch nie Nachbarn gehabt. Das Dickicht hinter unserem Haus wucherte so wild, dass man sich unweigerlich Kratzer und Zeckenbisse zuzog, wenn man sich hineinwagte. Doch die Lesben ließen einen Rundweg darin anlegen, damit sie mit ihren Hunden spazieren gehen konnten. Meine Mutter fing sofort an, den Weg ebenfalls zu nutzen. Wir hinterließen Nachrichten füreinander auf der Küchentheke: *Gehe den Rundweg*. Die Lesben waren ein faszinierendes Paar; die eine war wohlhabend und berühmt-berüchtigt, die andere eine am Hungertuch nagende Künstlerin. Mom schimpfte oft, wenn ich die beiden als Teenagerin »die Lesben« nannte, aber ich bezeichnete sie nur so, weil sie es ebenfalls tat.

Zehn Jahre später, im Spätsommer, ein paar Tage bevor ich aus dem Haus meiner Mutter auszog, passte sie auf die Pudel der Lesben auf, und ich leistete ihr Gesellschaft. Wir packten kleine Reisetaschen und bahnten uns einen Weg durch den Wald zu ihrem Haus, das aussah wie frisch aus dem *Home & Gardening* Magazin. Es gab tatsächlich einen Artikel darüber, in dem es als »schadstofffrei« und »bahnbrechend innovativ« beschrieben wird. Wir saßen bei Sonnenuntergang draußen, genossen den Ausblick, tranken teuren Wein aus ihrem Weinkeller und aßen ihren exotischen Käse. Angenehm angeschickert kamen wir auf die Idee, die Polster von den Liegestühlen auf den Hügel zu schleppen. Dort legten wir uns auf den Rücken, schauten zum Himmel hinauf und

deuteten auf Sternkonstellationen. Ich weiß noch, dass ich dachte, es sei einer der schönsten Abende, die ich je mit meiner Mutter verbracht hatte. Fühlte mich wohl in ihrer Gesellschaft, als gäbe es niemanden, mit dem ich lieber zusammen wäre. Als wollte ich sie nie verlassen. Aber ein paar Tage später tat ich es dann doch. Ich bestieg ein Flugzeug und verschwand.

Dein Buch war fantastisch. Das waren die ersten Worte, die Finn an mich richtete. Sie schrieb sie auf meine Facebook-Pinnwand, als ich noch bei meiner Mutter wohnte. Ich war schon oft in Finns Stadt gewesen, um Freunde und literarische Veranstaltungen zu besuchen, hatte sie aber noch nicht persönlich kennengelernt. Wir schrieben uns E-Mails, diskutierten über Bücher und Autoren, die wir mochten oder eben auch nicht. Ich genoss unseren Austausch; sie war geistreich und unterhaltsam. Wir sprachen davon, bei meinem nächsten Abstecher in die Stadt zusammen Kaffee trinken zu gehen. Meine Mutter würde mich begleiten – es sollte eine Art Mini-Urlaub werden.

In jenem Sommer trafen wir uns zwar nicht auf einen Kaffee, aber Finn kam zu einer meiner Lesungen. Ich machte ein Foto von ihr. Wir hatten uns kaum eine halbe Minute unterhalten, und rückblickend erscheint es mir seltsam, eine praktisch Wildfremde zu

fotografieren, als sie gerade nicht hinschaut. Ich habe das Foto noch vor Augen. Freches Grinsen. Krumme Haltung. Männerjeans, die zugleich eingetragen und brandneu wirken. Ein langärmeliges, weiches, locker fallendes Hemd. Baseballkappe. Vor der Brust verschränkte Arme. Sneaker. Das Gewicht auf ein Bein verlagert. Sie ist allein gekommen. Die Sonne scheint ihr ins Gesicht, und das Gras, auf dem sie steht, ist leuchtend grün. Meine Mutter ist halb mit drauf – sie steht nur eine halbe Armeslänge von Finn entfernt, obwohl die beiden sich nicht kennen. Ich weiß nicht mehr, wer mir Finn vorgestellt hat, ob sie mir überhaupt vorgestellt wurde. Und ich erinnere mich auch nicht, was Finn zu mir gesagt hat oder was ich zu ihr gesagt habe. Ich weiß nur noch, dass ich sie in flirtendem Ton mit dem Vor- und Nachnamen angesprochen habe. Vor der Lesung hatte ich mit Mom Wein getrunken und im Park weitergetrunken, um meine Nervosität in den Griff zu kriegen. Nach der Lesung sah ich ihr hinterher, als sie davonschlenderte. Das Wetter war perfekt, ich war angetrunken, und aus irgendeinem Grund faszinierte sie mich. Am nächsten Morgen schrieb Finn mir in einer Mail, wie toll sie meine Lesung gefunden hatte; dass ich weitere abhalten sollte. Ich weiß nicht, wo das Foto geblieben ist, obwohl ich lange danach gesucht habe. Bei der Veröffentlichung dieses Buchs wird das Bild drei Jahre alt sein.

Drei Monate nach der Entstehung des Fotos zog ich in Finns Stadt, aus diversen Gründen, von denen kei-

ner mit ihr zu tun hatte. Ich brauchte einen Tapetenwechsel – das Leben zu Hause war etwas zu bequem, Schmerzmittel waren zu einem alltäglichen Bestandteil meines Lebens geworden und in meiner kleinen Stadt zu leicht aufzutreiben. Ich sniffte ein paarmal pro Woche Opiate und hasste mich dafür. In eine neue Stadt zu ziehen, bedeutete, meine Drogenkontakte loszuwerden. Außerdem hatte ich durch eine gemeinsame Freundin einen Typen namens Isaac kennengelernt, mit dem ich eine Fernbeziehung führte. Ich wusste zwar, dass ich nicht für immer mit ihm zusammenbleiben würde, denn es fehlte an Leidenschaft. Wir waren ziemlich unterschiedlich. Zum Beispiel konsumierte er keine Opiate und interessierte sich eher für Sport als für Bücher, aber er war nett und klug – und ich wollte mich mit Leuten umgeben, die mit Drogen nichts zu tun hatten. Wir hatten Spaß zusammen, unser Verhältnis war liebevoll, und ich dachte, es würde mir guttun. Er bot mir an, bei ihm einzuziehen, bis ich etwas Eigenes fand, und ich nahm ihn beim Wort.

Am Samstagvormittag nach dem Umzug schrieb ich mir mit Finn Facebook-Nachrichten, während Isaac sich ein Footballspiel ansah; wir tranken Kaffee. Finn sagte, sie schaue auch Football und trinke Kaffee. *Finn ist echt cool, oder?*, fragte ich Isaac, der sie ebenfalls bei meiner Lesung getroffen hatte. *Ich kenn sie zwar kaum, aber sie macht schon einen coolen Eindruck*, stimmte er mir zu.

Ungefähr einen Monat nach diesem Gespräch machten Isaac und ich Schluss (die Trennung bestand aus zwei wenig dramatischen Textnachrichten – ich schrieb: *Es wär wohl besser, wenn wir nur Freunde sind*, und er antwortete: *Ja, wahrscheinlich hast du recht*). Eine Woche zuvor hatte er gesagt: *Manchmal, wenn wir Sex haben, siehst du unglaublich gelangweilt aus*. Dadurch entstand eine Lücke für Finn, bis sie nach und nach mein ganzes Leben ausfüllte.

Bevor es losgeht, versuche ich zu entscheiden, was du über Finn wissen musst, habe aber keine Ahnung, ob ich es hinkriege, dass du sie genauso siehst wie ich. Befürchte, dass du, wenn es mir nicht gelingt und du dich nicht ebenso unbegreiflicherweise, unausweichlich und unrettbar in sie verliebst wie ich, die Geschichte nicht so nachempfindest, wie ich es mir erhofft habe. Als meine Lektorin das Originalmanuskript las, schrieb sie mir eine Textnachricht: *Ich war vom ersten Absatz an in Finn verknallt*.

Aber jetzt erkenne ich, dass ich auch alles ruinieren könnte, indem ich zu viele Details über Finn preisgebe. Ich könnte ihren Lieblingsgedichtband erwähnen, wie sie ihre Hamburger gebraten mochte oder welche Worte auf ihre Fingerknöchel tätowiert waren. Und je nachdem, wie viel ich dir enthülle, könntest du das Interesse verlieren. Also erzähle ich einiges und lasse anderes weg.

Ihren ursprünglichen Vornamen habe ich nie erfahren. Das war etwas, was sie nicht verraten wollte. Mit zweiundzwanzig, lange ehe sie mich kennenlernte, hatte sie sich in Finn umbenannt. Sie mochte Salty Dogs, Sekt und dunkle Biersorten, war neunzehn Jahre älter als ich und nannte mich »Champ«. Meist trug sie Männerkleidung aus teuren Läden, tief auf der Hüfte sitzende Jeans. Wenn sie lachte, bekam sie sympathische Krähenfüße um die Augen. Ihre Augenfarbe changierte zwischen Blaugrün und Grau, aber wenn sie glücklich war, sahen sie fast gelb aus. Ihre Haut war haarlos und samtweich. Und ich weiß, das schreiben die Leute ständig, und es sollte aus allen Büchern verbannt werden, aber sie roch nach Kakaobutter. Sie war eine leidenschaftliche Leserin. Ihr Gang hatte etwas Großspuriges. Als mein Freund Nathan sie mal die Straße runtergehen sah, sagte er zu mir: *Schwer zu sagen, ob sie total großkotzig oder total fertig ist.*

Es wäre unfair, es zu verschweigen: Finn war lesbisch und in einer Langzeitbeziehung mit einer Frau. Sie lebten zusammen. Seit zehn Jahren.

Ist es nicht traurig, von Verflommenen in der Vergangenheitsform zu reden, als wären sie tot? Einen Freund von mir stört das total. Er behauptet, am liebsten würde er einen Bollerwagen mit all den Frauen füllen, die er mal geliebt hat, und keine davon aufgeben, um für eine weitere Platz zu machen.

In den ersten paar Monaten nach meinem Umzug war ich arbeitslos, lebte von Bagels und Energieriegeln, Suppe und Ramen. Da ich die entsprechenden Kriterien erfüllte, hatte ich einen Antrag auf Lebensmittelgutscheine gestellt, aber ich hatte eine der Fragen übersehen und war zu faul, alles noch einmal auszufüllen. Ich wurde zu etwas, was man, wie ich hörte, als 300-Dollar-Mitbewohnerin bezeichnete. Das ist eine Person, die in ein Haus einzieht, in dem alle 600 Dollar Miete bezahlen, aber das mieseste Zimmer darin kostet nur 300 Dollar, und sie ruft: *Das nehm ich!* In der Zeit schrieb Finn mir in einer E-Mail, sie wisse, wie schwer man es manchmal in einer neuen Stadt habe. Wenn mir nach Lachen zumute sei, sollte ich mich mit ihr auf ein Bier treffen. Als wir zum ersten Mal allein was trinken waren, brachte sie eine Kurzgeschichtensammlung mit und sagte, ich könne sie behalten. Es war Herbst, und wir saßen draußen an einem Picknicktisch. Zunehmend betrunken vom Craft Beer nahm ich ein Blatt Papier

zur Hand. Wir tauschten Anekdoten aus, Abenteuer, die wir erlebt hatten, unglückliche Liebesgeschichten. *Darüber musst du schreiben!*, sagten wir ständig und kritzelten eine Liste mit Titeln füreinander, zu denen wir etwas verfassen sollten. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, fand ich die Liste in meinem Portemonnaie. Ich behielt sie monatelang, bis ich sie irgendwann verlegte oder sie im Müll landete. Vielleicht steckt sie noch irgendwo zwischen den Seiten eines Buchs.